

Sy Montgomery
Das herzensgute
Schwein

Aus dem Amerikanischen von
Melusine Stern

Diogenes

Titel der 2006 bei Ballantine, New York,
erschienenen Originalausgabe: ›The good good pig:
The extraordinary Life of Christopher Hogwood‹
Copyright © 2006 by Sy Montgomery
This translation published by arrangement with
Ballantine Books, an imprint of Random House,
a division of Penguin Random House LLC
Die deutsche Erstaussage erschien 2007 im
Deutschen Taschenbuch Verlag, München
Covermotiv: Illustration von Christian Bocquée
Copyright © Christian Bocquée

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2020
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
80/20/44/1
ISBN 978 3 257 24532 5

Für Kate, Jane und Lilla Cabot

Kapitel 1

Der Überzählige

Christopher Hogwood kam in einem Schuhkarton auf meinem Schoß zu uns nach Hause.

Es war ein grauer, regnerischer Aprilmittag, an dem wir unsere Scheune im Nebel kaum sehen konnten. Mein Mann fuhr unseren rostigen alten Subaru über durchweichte, schlammige Feldwege, auf denen noch Schneeereste lagen. Unsere Stiefel waren von Schweinemist überzogen, und in unseren Kleidern hing der Geruch kranker Tiere.

Es schien kein guter Zeitpunkt, um eine entscheidende Veränderung in meinem Leben vorzunehmen.

Das ganze Frühjahr war schrecklich gewesen. Mein Vater, ein ehemaliger Kriegsheld, den ich mehr als Jesus liebte, wie ich in der Sonntagsschule einmal bekannt hatte, starb langsam und qualvoll an Lungenkrebs. Er hatte den Todesmarsch von Bataan und drei Jahre in japanischer Kriegsgefangenschaft überlebt. Deshalb glaubte meine strahlende, schlanke Mutter, die ihn immer noch so rasend liebte wie vor vierzig Jahren, er könne auch den Krebs überleben. Sie ließ keinen Treppenlift, keinen Rollstuhl und keine Krankenschwester ins Haus.

Da ich das einzige Kind war, flog ich zwischen New Hampshire und Virginia hin und her, um so oft wie möglich bei meinen Eltern zu sein. Wenn ich von diesen herz-

zerreißenden Besuchen nach Hause zurückkam, versuchte ich mein erstes Buch zu Ende zu schreiben, eine Huldigung für Jane Goodall, Dian Fossey und Biruté Galdikas. Die Recherchen waren strapaziös gewesen: Im Kongo hatte ein Gorilla mich angegriffen, in Borneo hatte mir ein Orang-Utan die Kleider vom Leib gerissen, und auf einem Vulkan in Ruanda hatte ein schwerbewaffneter Wildhüter in dreitausend Meter Höhe Bargeld von mir gefordert. Jetzt hatte ich nur noch wenige Wochen, bis ich mein Manuskript abliefern musste, und konnte mich nicht konzentrieren.

Mein Mann ist ebenso wie ich freier Schriftsteller. Er schreibt über amerikanische Geschichte und Denkmalschutz. Seit unserer Hochzeit vor drei Jahren wohnten wir – erst als Mieter, dann als Verwalter – in einem idyllischen, über hundert Jahre alten Bauernhaus mit weißgestrichenen Schindeln auf acht Morgen Grund im Süden von New Hampshire. In den Bergen der Umgebung war Henry Thoreau noch persönlich gewandert, und in unserer kleinen Gemeinde war unsere Behausung fast noch die jüngste. Unsere Nachbarn wohnten in zweihundertjährigen Häusern, die von Immobilienmaklern als »Antiquitäten« geschätzt wurden. Aber unser Bauernhof hatte alles, was ich mir wünschte: ein Stück eingezäuntes Weideland, ein Wäldchen mit einem rieselnden Bach, eine Scheune mit Futterkrippen und Heuboden und große alte Fliederbüsche links und rechts von der Haustür. Allerdings sollte er uns unter dem Hintern weg verkauft werden. Die Besitzer, Schriftsteller und Maler in unserem Alter, denen die Eltern das Haus finanziert hatten, waren Freunde von uns. Sie lebten jetzt in Paris und hatten nicht die Absicht zurückzukommen.

Natürlich wollten wir das Haus unbedingt kaufen, aber da wir beide bloß freie Schriftsteller waren, war keine Bank bereit, uns eine Hypothek zu geben. Unser Einkommen war einfach zu unregelmäßig.

Es sah so aus, als sollte ich in diesem Jahr nicht nur meinen Vater, sondern auch mein Buch und mein Zuhause verlieren.

Aber für Christopher Hogwood war das Frühjahr noch schlimmer gewesen.

Er war Mitte Februar auf einer Farm geboren worden, die ungefähr eine halbe Stunde von unserer entfernt lag. Sie gehörte George und Mary Iselin, die wir über meine beste Freundin, Gretchen Vogel, kennengelernt hatten. »Die werden euch gefallen«, hatte Gretchen gesagt. »Die haben Schweine!«

In der Tat hatte George gewissermaßen schon immer Schweine gezüchtet. »Wenn man echter Farmer ist«, sagte er immer, »kann man mit Schweinezüchten Geld verdienen.« George und Mary waren echte Hippie-Farmer: Sie waren genau wie wir in den fünfziger Jahren geboren und lebten die Ideale der sechziger und siebziger Jahre: Friede, Freude und Liebe. Sie waren mit strahlend blauen Augen, blonden Haaren und roten Wangen gesegnet und sahen immer so aus, als wären sie gerade putzmunter aus einem Haufen Heu aufgestanden, wo Elfen über ihren erquickenden Schlummer gewacht hatten. Sie waren beide überzeugte Zurück-aufs-Land-Menschen, die ihre Lebensmittel aus dem eigenen Garten bezogen und ihre Mayonnaise aus Eiern ihrer eigenen, freilaufenden Hühner anrührten. Sie waren

idealistisch, aber auch sehr pragmatisch. Es war ihnen nicht entgangen, dass es viel kostenloses Schweinefutter auf der Welt gibt: Lebensmittelabfälle von Bäckereien, Großküchen und Supermärkten. Mal rief jemand an, der sie bat, vierzig Pfund Kartoffelchips abzuholen, mal bot man ihnen eine Ladung Twinkies an. Zu ihrem Entsetzen mussten sie feststellen, dass ihre biologisch-dynamisch ernährten Kinder manchmal nachts in den Schweinestall schlichen, um sich Süßigkeiten zu holen, die für die Schweine gedacht waren. »Wir haben es gemerkt, weil sie morgens Schokolade am Mund hatten«, erzählte mir Mary.

Sie hatten 165 Morgen Land. Es war unkrautüberwuchert und struppig, aber es lieferte Feuerholz und Heu, und sie zogen nicht nur Schweine, sondern auch Pferde, Kaninchen, Enten, Hühner, Ziegen, Schafe und Kinder darauf. Trotzdem glaube ich, dass die Schweine Georges Lieblinge waren. Und meine auch.

Offt sahen wir Mary und George zwar nicht – unsere Lebensweise war zu verschieden –, aber die Ferkel sorgten dafür, dass wir uns nie ganz aus den Augen verloren. Wir besuchten sie jedes Frühjahr im März, gegen Ende der Zuckersaison, wenn George den Saft ihrer Ahornbäume zu Sirup einkochte.

Der März in New Hampshire ist eine schlammige Sache, und um diese Zeit sieht die Farm der beiden immer besonders zerrupft aus. Rostige Maschinen und Geräte, von denen man nicht wusste, ob sie je wieder benutzt werden würden, ragten aus den Zäunen und schmelzenden Schneehaufen auf, und bunte Wäschestücke flatterten im Wind wie Gebetsfahnen. Das alte Haus hätte dringend etwas Farbe ge-

braucht. Im Inneren quollen die Dielen nach oben, und die Deckenbalken schienen jedesmal tiefer herunterzuhängen.

Es war schon fast Mittag, auf dem Holzofen kochte ein Wasserkessel und erfüllte die Küche mit Dampf, während eine nicht zu ermittelnde Anzahl kleiner Kinder in Schlafanzügen herumsaß und Pfannkuchen futterte oder auf dem Boden herumkroch. Die meisten davon waren wohl Cousins und Freunde ihrer drei eigenen Kinder. Schmutziges Geschirr stapelte sich in der Spüle. Sie hätten alle gerade die Grippe gehabt, sagte Mary und griff nach zwei Tassen. Ob wir einen Tee trinken wollten?

Nein, danke, sagten Howard und ich beide hastig. Aber wir würden uns gerne noch einmal die Ferkel ansehen.

Die Scheune war nicht wie bei Norman Rockwell. Es war eher eine Mischung von Norman Rockwell und Edward Hopper. Die Außenwände waren alt und verwittert, die Fensterläden verrottet. Das Innere des Stalls war höhlenhaft dunkel und voller Spinnweben. Wir fanden es großartig. Nachdem sich unsere Augen der Dunkelheit angepasst hatten, spähten wir über die Türen der einzelnen Verschläge und suchten nach den Ställen mit jungen Ferkeln. Wenn wir so eine Schweinefamilie entdeckt hatten, kletterten wir in den Verschlag, um mit den Ferkeln zu spielen.

Auf den meisten Bauernhöfen wäre das ziemlich gefährlich gewesen. Eine Muttersau wiegt leicht über fünfhundert Pfund, und wenn sie das Gefühl hat, dass ihre Ferkel bedroht sind, kann sie ganz schön zuschnappen. Mit ihren mächtigen Kiefern kann sie mühelos einen Pfersichkern knacken – oder auch eine Kniescheibe. Die scharfen Eckzähne sind gefährliche Waffen. Und das hat auch seine Gründe: In

freier Wildbahn müssen Schweine sehr tapfer und stark sein. Präsident Theodore Roosevelt, der spätere Namenspatron der »Teddy«-Bären, hat einmal beobachtet, wie ein Jaguar von südamerikanischen Wildschweinen in Stücke gerissen wurde. Obwohl Schweine im Allgemeinen gutmütig sind, werden alljährlich mehr Menschen von Schweinen getötet als zum Beispiel von Haien. Was eigentlich auch nicht besonders erstaunlich ist. Wie oft sieht man schon einen Hai? Schweine, die auf industriellen Schweinefarmen gemästet und bis zum Wahnsinn gequält werden, fressen alles, was ihnen vorgeworfen wird – und das gilt auch für kleine Kinder, deren Eltern unvernünftig genug sind, ihren Nachwuchs unbeaufsichtigt in Schweineställen herumlaufen zu lassen. Wildschweine, von denen es allein in den Vereinigten Staaten mehr als vier Millionen gibt, können sogar Erwachsene töten, wenn sie bedroht werden. Dass Schweine gelegentlich Menschen fressen, habe ich allerdings immer als eine Art fairen Ausgleich dafür gesehen, dass die Menschen so viel mehr Schweine verzehren.

Die Säue bei George dagegen waren alle sehr freundlich. Als wir den Stall betraten, lag die Muttersau auf der Seite, um ihre Ferkel zu säugen. Sie hob ihren gewaltigen, hundertfünfzig Pfund schweren Kopf, warf uns einen wohlwollenden Blick aus ihren wimpernbewachsenen Augen zu, runzelte ihren Rüssel, um unsere Witterung aufzunehmen, und grunzte kurz zur Begrüßung. Die Ferkelchen waren niedliche Miniaturausgaben ihrer gewaltigen Eltern – manche rosa, manche schwarz, manche rot, manche gefleckt und manche mit schwarzen Rennstreifen wie Wildschweine. Am Anfang schienen sich die Ferkel nicht sicher zu sein, ob sie

uns fressen oder doch lieber weglaufen sollten. Sie stürmten quiekend auf uns zu wie die Rotte Korah, dann rannten sie auf ihren hohen Hufen hastig zu ihrer Mutter zurück, um noch ein bisschen an ihren milchprallen Zitzen zu ziehen. Dann griffen sie erneut an, inzwischen schon keck genug, um uns in die Schuhe zu beißen oder die Schnürsenkel aufzuziehen.

Viele Leute, die ein Schwein bei George kauften, sagten ihm später, was für ein fabelhaftes Schwein es gewesen sei. Obwohl die meisten Ferkel für die Tiefkühltruhe bestimmt waren, sprachen die Leute kaum je darüber, wie sie als Schinken, Wurst oder Koteletts geschmeckt hätten. Nein, fast immer war nur davon die Rede, was es für *nette* Schweine bei George gab.

Das Jahr, in dem Chris geboren wurde, war ein Rekordjahr für Ferkel. Weil wir so viele Probleme hatten und persönlich so unter Druck standen, hatten wir George und Mary im Februar und März nicht besucht. Deshalb wussten wir nicht, dass sie in diesem Jahr zwanzig Muttersäue und mehr Ferkel denn je hatten.

»Normalerweise kann eine Sau nicht mehr als zehn Ferkel aufziehen«, erklärte mir Mary. »Denn sie hat nur zehn gute Zitzen.« Eigentlich haben Schweine zwölf Zitzen, aber zwei davon geben meist keine Milch. Wenn eine Sau mehr als zehn Ferkel hat, kommen die überzähligen in der Regel zu kurz – und das sind die Kümmerer.

Ein Kümmerer ist nicht nur klein und hilflos, er stellt auch für die ganze Schweinefamilie eine Gefahr dar. »Ein Kümmerer macht dieses klägliche Geräusch – *nüff, nüff, nüff* – ganz schrecklich«, erklärte mir Mary. »In freier Wildbahn lockt so

ein Ferkel oft Raubtiere an. Deshalb wird die Muttersau einen Kümmerer unweigerlich totbeißen. Aber oft weiß sie nicht genau, welches Ferkel es ist. Deshalb beißt sie auch gesunde, kräftige Ferkel zu Tode oder zertrampelt den halben Wurf. Es ist nicht ihre Schuld, aber es gefährdet die ganze Familie.«

Jedes Jahr gab es ein, zwei Kümmerer auf der Farm. Normalerweise holte George sie ins Haus und fütterte sie mit Ziegenmilch aus der Flasche. Mit solcher besonderer Pflege überlebten die Kümmerer meistens. Aber im Jahrgang 1990 gab es über zweihundert Ferkel und nicht weniger als achtzehn überzählige Schweinchen. So viele, dass George und Mary in der Scheune einen eigenen Verschlag für sie einrichten mussten.

Christopher Hogwood war einer von diesen Kümmerern. Er war der Kleinste von ihnen. Nur halb so groß wie die anderen. »Er ist ein besonders liebenswürdiges Ferkel«, sagte Mary zu uns. »Er hat große Ohren und schwarz-weiße Flecken und einen schwarzen Streifen über dem linken Auge wie Spuds McKenzie, der Bullterrier aus der Bierwerbung.« Aber Mary war überzeugt, dass der Kleine keine Überlebenschance hätte. Es wäre menschlicher, ihn zu töten, sagte sie, als ihn weiter leiden zu lassen. Aber George sagte wie so oft: »Wo noch Leben ist, da ist Hoffnung.« Und das kleine Schweinchen hielt wacker durch.

Es wuchs aber nicht.

Viele Schweine haben Würmer, und deshalb verpassten George und Mary ihm ein kräftiges Wurmmittel, um die Parasiten zu töten. »Aber das Mittel half überhaupt nicht«, sagte Mary. »Wahrscheinlich hat er sämtliche Krankheiten, die es überhaupt je in unserem Stall gab: Würmer, Durch-

fall, Ferkelgrippe. Aber bisher ist er noch nicht gestorben. Er will einfach nicht sterben.«

Sie hatten ihn »das fleckige Ding« genannt. Er starb zwar nicht, aber es war auch höchst unwahrscheinlich, dass ihn jemand kaufen würde. Die Leute kauften ihre Mastschweine für die Tiefkühltruhe meist im April, wenn die Ferkel schon fünfzig bis fünfundsechzig Pfund wogen. Aber Christopher wog nicht mehr als sieben.

»Du musst dieses Ferkel totmachen«, sagte Mary, und George trug es hinter den Misthaufen, um es durch einen Schlag mit dem Spaten zu töten. Aber als er die seelenvollen Augen, die großen Ohren und den bewundernswerten Lebenswillen des kleinen Schweins sah, brachte George es nicht fertig. »Ich hab ihn mindestens fünfzehn Mal rausgeschickt, um das Ferkel zu töten«, sagte Mary. Am Schluss wollte George gar nicht mehr rausgehen. »Bring *du* es doch um!«, sagte er zu seiner Frau.

Mary nahm das Schwein und den Spaten, ging hinter den Misthaufen – und brachte es auch nicht fertig, das Ferkel zu töten. Daraufhin rief sie Howard an, meinen Mann. Ich war wieder einmal in Virginia.

»Ich trau mich ja kaum, euch zu fragen«, sagte Mary zu ihm. »Ich will euer Leben nicht ruinieren. Aber wollt ihr vielleicht ein krankes Ferkel aufziehen?«

Howard kämpfte beständig gegen meine Bemühungen an, das Haus mit verwaisten Tieren zu füllen. Er verbot mir, dem örtlichen Tierschutzverein beizutreten. Trotzdem hatten wir bereits einen vernachlässigten Nymphensittich und einen tiefroten australischen Papagei in unserer Obhut. Als unsere Vermieter nach Paris gingen, hatten wir ihre

sehr zärtliche grau-weiße Katze Mika geerbt, die Howard und mir auf unseren Spaziergängen folgte und immer kam, wenn man sie rief. Es gab auch mal zwei Rosenpapageien in unserem Haushalt, aber jetzt hatten wir nur noch einen. Als ich im Januar wieder einmal meinen Vater besuchte, hatte Howard das Männchen auf dem Käfigboden gefunden. Bei Vögeln ist das immer ein schlechtes Zeichen, aber zu seinem Entsetzen musste Howard feststellen, dass dem verstorbenen Männchen in diesem Fall auch noch der Kopf fehlte. Das Weibchen saß ungerührt auf seiner Stange und musste leider in Tonton Macoute umbenannt werden.

Bei meinen Recherchen für Zeitschriftenartikel und Bücher verschwand ich oft monatelang im Dschungel oder sonst irgendwo, und diese ausgedehnten Reisen waren einer der Gründe, weshalb Howard keine weiteren Haustiere wollte. Einmal hatte ich ein halbes Jahr lang in einem Zelt im australischen Outback gelebt. Als ich abgereist war, hatten wir fünf Frettchen im Haus, aber als ich zurückkam, waren es achtzehn, und die Jungtiere waren alle höchst bissig. Jedenfalls so lange, bis ich sie zähmte, indem ich sie tagelang unter dem Hemd mit mir herumtrug, was dem Begriff »Haarkleid« eine ganz neue Bedeutung verschaffte. Ich hatte ein gewisses Verständnis dafür, dass mein Mann nicht regelmäßig mit einer Arche voll wilder Tiere zurückbleiben wollte, die sich in meiner Abwesenheit rasend vermehrten, Amok liefen oder sich gegenseitig die Köpfe abbissen.

»Normalerweise würde ich ihr gar nichts von diesem Ferkel erzählen«, erklärte Howard der Schweinezüchterin. »Aber ihr Vater liegt offensichtlich im Sterben, und da braucht sie vielleicht etwas Ablenkung.«

Howard wusste, dass ein Tier am ehesten geeignet war, meine wundee Seele zu heilen. Die Gesellschaft von Tieren tröstet mich immer, und ich fühle mich so hingezogen zu ihnen, dass es manche Leute ziemlich erschreckt. In Indien bin ich mal aus einem fahrenden Lastwagen gesprungen, um einen drei Meter langen Python zu streicheln. Meine Mitreisenden waren ziemlich entsetzt, während die große Schlange sich freundlich umdrehte und züngelte, ehe sie gemächlich im Dschungel verschwand.

Nicht nur im Spaß haben einige meiner Freunde schon gesagt, ich wäre wohl selbst gern ein Tier. Und auf meinen Reisen hat sich das auf eigenartige Weise bewahrheitet: Gleich mehrfach haben mir Schamanen und Seher bestätigt, ich sei eine sehr alte Seele, aber ich sei zum ersten Mal als Mensch auf der Welt.

Es scheint etwas Wahres daran zu sein. Ich habe immer gewusst, dass ich anders bin. Manchmal bin ich deswegen scheu und verlegen und habe das Gefühl, dass die Leute mich komisch ansehen – und wenn der Nymphensittich, der manchmal beim Arbeiten auf meinem Kopf sitzt, ein Federchen oder Schlimmeres in meinen Haaren zurücklässt, ist das auch kein Wunder. Aber ich fühle mich auch im Inneren anders. Während andere Leute über eine neue Küche oder eine Kreuzfahrt in der Karibik nachdenken, versuche ich mir vorzustellen, wie ein Opossum sich fühlt, wenn es seinen Schwanz um einen Ast wickelt, oder ich frage mich, ob die Schnappschildkröte wohl wiederkommt, die im letzten Jahr in unserem Garten Eier zu legen versuchte.

Andere Menschen fühlen sich wohler in ihrer Haut, und ich hatte stets das Gefühl, dass es einen Unterschied zwi-

schen den »Normalen« und mir gab. So als wäre ich nicht ganz menschlich. Aber obwohl Howard und ich das damals noch nicht wussten, enthielt der Schuhkarton auf meinem Schoß an jenem grauen Frühjahrstag ein Geschöpf, das diesen Unterschied nahezu aufheben würde. Denn in vieler Hinsicht erwies sich Christopher Hogwood als überaus menschlich. Menschlicher vielleicht als ich selbst.

Was wollt ihr mit einem Schwein?, fragten die Leute. Nun, für die Tiefkühltruhe war er nicht bestimmt. Ich bin Vegetarierin, und Howard ist Jude.

Natürlich liebten wir Schweine – aber wer tut das nicht? Was ist fröhlicher als ein Schwein? Schweine sind einfach rundum erfreulich: Ihre fetten Körper balancieren auf zierlichen Hufen, ihre Schwänzchen ringeln sich munter, ihre Rüssel sind ebenso komisch wie nützlich, und ihr unverwüstlicher, gieriger Appetit ist erfrischend. Unsere Schweinekenntnisse waren allerdings ziemlich gering.

Als ich sechs Jahre alt war, hatte ich mal meine Großmutter in Arkansas besucht und einen herrlichen Nachmittag mit einem kleinen Jungen verbracht, der sich im Schweinestall seines Vaters herumtrieb. Die Schweine waren gewaltig und rosa und machten sehr ausdrucksvolle Geräusche. Ich war begeistert. Ich hielt sie wohl für eine Art Pferde und lag damit gar nicht so falsch, denn sie hatten ja Hufe. Aber neuere genetische Untersuchungen weisen darauf hin, dass Pferde eher mit Hunden als mit Schweinen verwandt sind. Jedenfalls habe ich mich damals gleich auf eins dieser Schweine gesetzt und so getan, als ob es ein Pony wäre. Das Schwein ließ mich tatsächlich auf seinem Rücken herumreiten, was seinerzeit

viel diskutiert wurde. Die staubige kleine Baumwollstadt Lexa, wo meine schöne Mutter aufgewachsen war, ist ein ziemliches Kaff, wo solche aufregenden Dinge nicht so oft vorkommen. Der junge Mann hat später eins seiner Schweine nach mir benannt. Ich weiß diese Ehre zu schätzen und habe den Namen des jungen Mannes bis heute behalten. Ich gehe davon aus, dass er meinen Namen in den vier Jahrzehnten, die seither vergangen sind, auch nicht vergessen hat, er hat ihn ja oft genug benutzt, wenn er mit seinem Schwein sprach.

Seitdem hatten sich meine Erlebnisse mit Schweinen auf die Besuche bei Mary und George, die Leistungsschauen der örtlichen Farmer und eine zufällige Begegnung mit Ben, dem gewaltigen braunen Eber unserer Nachbarn, beschränkt. Aber Ben verschwand leider kurz nach unserer Begegnung in der Gefriertruhe.

Trotz dieser fehlenden Erfahrung schien sich mein Mann auf das neue Familienmitglied zu freuen. Er hatte sogar schon einen Namen für das »fleckige Ding« ausgesucht. Es sollte nach einem führenden Musikwissenschaftler benannt werden, der sich auf Alte Musik spezialisiert hat. Der eigentliche Christopher Hogwood ist nämlich Dirigent und Musikologe und Begründer der *Academy of Ancient Music*. Bei der Arbeit hörten wir im Radio oft Konzerte unter seiner Leitung. Der Name erschien uns also recht passend. Es ist ja bekannt, dass Schweine die Klassiker lieben, und viele Schweinefarmer beschallen ihre Ställe mit klassischer Musik, um für Harmonie und Ruhe zu sorgen. Und gibt es eine ältere Musik als das Grunzen der Schweine?

Aber Christopher Hogwood grunzte kein bisschen an die-

sem denkwürdigen ersten Tag. Sein Atem war feucht und schwer. Seine Augen tränkten, und sein anderes Ende war auch sehr flüssig. Irgendwelche Medizin für Schweine hatten wir nicht. Wir hatten nicht einmal einen Stall. Wir wussten nicht, wie lange er leben würde. Wir wussten nicht, wie groß er werden würde. Wir hatten keine Ahnung, worauf wir uns einließen.

Wie lange leben Schweine denn eigentlich? Das war eine Frage, die uns in Zukunft oft gestellt werden sollte, und unsere Antwort schockierte die Leute meist etwas; denn die durchschnittliche Lebenserwartung eines Schweins liegt nur bei sechs Monaten. Die meisten Schweine werden zum Schlachten gemästet, und das erfolgt buchstäblich im zartesten Alter, wenn sie knapp 250 Pfund wiegen. Einige Säue und Zuchteber dürfen länger leben, aber auch sie werden bald geschlachtet, wenn ihre Fruchtbarkeit nachlässt. Selbst Zuchteber leben meist nicht länger als sechs oder sieben Jahre, weil sie für die jungen Sauen, von denen die besten Würfe stammen, zu schwer werden.

Relativ wenige Leute halten Schweine als Haustiere. Am beliebtesten sind noch die vietnamesischen Hängebauchschweine. In Vietnam gibt es ungefähr 11,6 Millionen Schweine (mehr als in irgendeinem anderen Land in Südostasien), die zu einer ungewöhnlich kleinen Rasse gehören – aber *klein* ist ein relativer Begriff, wenn es um Schweine geht. Vietnamesische Hängebauchschweine werden etwa hundertzwanzig Pfund schwer, wenn sie voll ausgewachsen sind. Aus dieser Rasse haben Wissenschaftler für Versuchszwecke noch kleinere Schweine gezüchtet – »Mikroschweine«, die nur noch zwölf Kilo wiegen und dreißig

Zentimeter hoch sind. Aber viele Schweine, die als »zierlich« angepriesen werden, erweisen sich später als Mischlinge, die ihre anfängliche Größe zum Entsetzen ihrer Besitzer rasch hinter sich lassen und gewaltige Dimensionen annehmen. Zu ihrer Rettung mussten sich Tierfreunde in Kalifornien schon zu Gruppen wie *Pigs Without Partners* (Los Angeles) und *Li'l Orphan Hammies* (Solvang) zusammenschließen. Sogar solche Schweine, die relativ klein bleiben, können große Probleme verursachen. So musste eine Bekannte von uns ihr vietnamesisches Hängebauchschwein weggeben, weil es heftig um sich biss, wenn es das Gefühl hatte, dass sie oder ihr Ehemann im gemeinsamen Bett zu viel Platz beanspruchten.

Christopher Hogwood war kein vietnamesisches Hängebauchschwein, aber wie uns Mary versicherte, bestanden Aussichten, dass er trotzdem recht klein bleiben würde. An diesem ersten Tag allerdings konnten wir uns nicht vorstellen, dass er je größer als der Schuhkarton werden würde, in dem wir den zitternden, halb verhungerten Winzling nach Haus brachten. In diesem Frühjahr erwachte ich jeden Morgen mit Kummer und Sorgen, da mich jeder Tag dem Tod meines Vaters näherbrachte, und wir konnten kaum hoffen, dass Christopher auch nur die Nacht überlebte.